

Versorgungsforgen

Die Brotration — Landwirtschaftliche Arbeitskräfte — Der freie Arbeitsmarkt und seine Rückwirkung — Milch- und Fleischpreise — Bäuerliche Kniffe — Gemeinwert und Gemein Sinn

Eine amtliche Mitteilung hat letzter Tage Aufschluß gegeben über den Zustand und die Aussichten unserer überseeischen Getreidezufuhren. Die Lage ist so, daß eine Tages-Brotration von 225 Gramm für den Monat März nur festgehalten werden kann unter teilweiser Verwendung der Reis- und Maisvorräte zur Streckung des Brotgetreides; Maisarten werden nur noch in den Gebirgsantonen (Bern ausgenommen) ausgestellt. Der Mais hat nicht die Verwendung für die menschliche Nahrung gefunden, deren er fähig ist, weil immer noch manche Hausfrauen die schmachhafte Zubereitung nicht verstehen, darum sind die Maisarten vielfach den Haustieren zugut gekommen, nicht nur den Hühnern, sondern auch den Hunden. So ist ja wohl anzunehmen, daß die Beimischung zum Brotmehl eine bessere Ausnützung der Nährwerte des Mais erzielen wird. Aber für manche Familien, besonders in den Städten, ist die Streckung der Maisgerichte vom Küchenzettel doch ein sehr empfindlicher Eingriff. Zu hoffen ist, daß die Klagen aus Berggegenden, die wesentlich an Milchnahrung gewöhnten Leute wühlten kaum, was sie mit ihren Reis- und Maisrationen anstellen sollen, verschwinden!

Die größte Sorge gibt das Brot. Ohne weitere Zufuhren würden wir vom Frühsommer bis zur Verwertung der nächsten Ernte in Not und schwerste Verlegenheit geraten, und darüber hinaus sind wir gezwungen, alles zu tun, um durch Förderung des Landbaues die Klemme zu lockern, in die unsere Volksernährung unweigerlich immer tiefer hineingetrieben wird.

Daß die erst noch zu entsumpfenden Gebiete für den Getreidebau dieses Jahres in Betracht fallen, wird wohl niemand geglaubt haben. (Und war auch nie im „Bund“ zu lesen. Ebenso bekannt ist, daß unser Eintreten für die Vermehrung des Ackerbaues ohne behördliche „Inspiration“ eingeseht hat, lang bevor im Bundeshaus Maßnahmen nach dieser Richtung getroffen wurden. Dies sei in Erinnerung gerufen, um im Vorübergehen ein paar Grimmsche Verdrehungen gradzustellen.) Natürlich sind wir aber für die nächsten paar Jahre erst recht nicht gesichert, wenn wir nur an den Boden denken, der unmittelbar anbaufähig ist. So weit über seine Nase hinaussehen dürfte doch selbst ein sozialistischer Allerweltschulmeister.

Zudem ist die Frage der Arbeitskräfte für den Anbau von 1918 noch lange nicht gelöst. Es war ja leicht genug, am 3. September 1917 einen Mehranbau von Wintergetreide von 50,000 Hektaren zu dekretieren. Nehmen wir an, daß die Landwirtschaft diese Leistung mit eigenen Kräften aufgebracht hat, so bleibt doch immer noch die Frage offen, ob der am 17. Dez. 1917 verfügte Mehranbau von 12,000 Hektaren Kartoffeln ohne Rückführung eines Teils der massenhaft in die lohnendere Industrie desertierten landwirtschaftlichen Arbeitskräfte möglich ist; mit dem Mehranbau ist noch nicht alles getan; die Kartoffelkulturen müssen bekanntlich auch gepflegt werden, und schließlich gibt die Ernte und das Dreschen des Getreides mehr Arbeit als mancher anzunehmen scheint, dem es ein Leichtes ist, mit hohlen Phrasen leeres Stroh zu klopfen. Die Folgen des Hintertreibens einer großangelegten Rekrutierung von landwirtschaftlichen Hilfskräften mag sich nun jeder im Stillen selbst überlegen, und namentlich jeder, dem es rein unmöglich ist, selber etwas anzubauen. Es brauchte da nur noch das Auftreten der Münzenberger, der Refraktäre und Deserteur und ihrer Schirmherren, um die ohnehin durch mancherlei ungewohnte Vorschriften „ertäubten“ Bauern so recht anzufeuern, daß sie 16 statt 8 Stunden arbeiten, um über ihren eigenen Bedarf hinaus Nahrung zu schaffen und in die Städte zu bringen, als Gegengabe für das ihnen in der roten Presse entgegengebrachte Verständnis...

Offentundig ist, und es braucht schon ein ungewöhnliches Maß von Verstocktheit, es ableugnen zu wollen, daß die Versteifung der Sozialdemokratie auf das frei Spiel von Angebot und Nachfrage des Arbeitsmarktes entsprechende Wünsche in der Landwirtschaft außerordentlich gestärkt hat. Wie weit auch das Abflauen der industriellen Hochsaison den Markt der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte beleben mag, immer bleibt doch das Bestreben der Bauern, ihr Arbeitserzeugnis den natürlichen preisbildenden Faktoren zu unterstellen, gehemmt durch eine Menge von Vorschriften, die den Landbau fast zur Zwangsarbeit und seinen Ertrag mehr

oder weniger zu einer reglementsmäßigen Besoldung stempeln. (Womit wir nicht sagen möchten, die Fixbesoldeten, die „am Schatten werfen“ seien besser dran als die Bauern — das ist wieder eine Dummheit, die man gelegentlich von der andern Seite hören konnte.)

Diese ganze Fesselung der landwirtschaftlichen Produktion ist unumgänglich gewesen, und wer die Stimme für „eine Art zeitlichen Flurzwangs“ erhob, zu einer Zeit, als die Behörden davon noch nichts wissen wollten, der muß jetzt erst recht darauf bestehen, aller Erbitterung aus landwirtschaftlichen Kreisen zum Trotz. (Ein thurgauischer Landpfarrer schickt uns ein „Stimmungsbild“, das grau in grau malt, und man sieht wieder, was in solcher Verdroffenheit alles geglaubt wird, wenn es nur gegen die Behörden geht. Und da wegen sozialdemokratische Blätter über „bestenfallsen Groll“ zu spotten.)

Wie jeden Frühling, so kommt auch jetzt wieder die Diskussion über die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, eine Diskussion, die durch das Vorangegangene eine bisher nicht gesehene Lebhaftigkeit erhalten könnte. Leider sind verschiedene Publikationen der letzten Zeit dazu angetan, dem Bestreben nach Aufklärung der Lage ein Bein zu stellen. Da wird in einem von der deutschschweizerischen in die welsche Presse übergegangenen Artikel frischweg behauptet, die Fleischpreise seien durch die letzten Herbst angeordneten großen Abschachtungen zur Anlage von Fleischreserven künstlich hoch gehalten worden, und nun wolle man den Milchpreis diesem hochgehaltenen Fleischpreis anpassen, statt umgekehrt den Fleischpreis zu erniedrigen. Solchen Darstellungen gegenüber muß daran erinnert werden, daß mit der Anlage von Fleischreserven die Fleischversorgung, damit auch ein erträglicher Fleischpreis für das Frühjahr, sicher gestellt werden sollte und daß gleichzeitig der Fleischpreis um 60 bis 80 Rappen heruntergesetzt worden ist. Das Abschachten wurde angeordnet, angesichts der allgemeinen Uebersehung der Ställe bei Futternot, und ausgeführt hat die Schweiz viel weniger Vieh, als die Bauern erwarteten und als man nach den internationalen Abmachungen hätte ausführen dürfen. Alles der Versorgung zuliebe. Warum das vergessen?

In der Bestimmung des Milchpreises ist natürlich zu berücksichtigen, daß die Kraftfuttermittel außerordentlich selten geworden und zum Beispiel die Veskuchen von 20 auf 60 Fr. gestiegen sind, dazu kommt die allgemeine Verteuerung, die den Bauer auch als Konsumenten trifft. Eine Zusage für eine bestimmte Preiserhöhung ist entgegen der Darstellung des „Volksrecht“ von amtlicher Seite den landwirtschaftlichen Verbänden, wie man uns versichert, nicht gemacht worden; nächste Woche sollen die Verhandlungen über diesen Punkt beginnen, und es wird sich zeigen, wieviel von der zu gewärtigenden Erhöhung die Eidgenossenschaft übernehmen kann; möglicherweise wird auch der Fleischpreis einen Ruck nach oben machen, obschon das, was in dieser Beziehung jüngst in einer Versammlung gesagt wurde, doch noch einmal überlegt werden dürfte.

Verschärft wird durch diese Entwicklung noch einmal die Notwendigkeit des sozialen Ausgleichs durch staatliche Finanzmaßnahmen; darüber kommt keiner mehr hinweg. Deshalb stellt sich die eidgenössische Steuerfrage nach und nach in ein anderes Licht. Das „Journal de Genève“ möge uns recht verstehen!

Der Milchpreis ist bekanntlich festgelegt bis 30. April. Es bedurfte letztes Jahr der größten Anstrengungen, um die weitergehenden Ansprüche auf 2 Rp. per Liter zu ermäßigen und die Verteuerung den Konsumenten abzunehmen und auf die Schultern des Bundes zu laden. Gleichzeitig wurde in weitestgehendem Maße das Käsen untersagt, um das nötige Milchquantum zu sichern. Nun werden manche Genossenschaften einen (einstweilen nicht viel Erfolg verheißenden) Anlauf nehmen, um wieder zum Käsen übergehen und so eine lohnendere Bewertung der Milch zu erreichen. Ein Mißverhältnis ist zweifellos da, wenn man sieht, daß Butter billiger ist als Schmieröl und Lederfett, und es soll nicht an Versuchen gefehlt haben, Butter zu denaturalisieren, um sie der Industrie zu verkaufen. Metzger vom Lande wissen zu berichten, daß es gewissenorts zugehe, wie vor hundert Jahren, als man die Milch den Schweinen gab. Gegen solche Vorkommnisse sucht man sich nach Kräften mit Bußen, neuestens auch mit der Veröffentlichung der Namen der Fehlbaren zu wehren. Aber es wird zweifellos innerhalb und außerhalb der Stadtmauern gesündigt. Keine Vorschrift, die nicht so oder anders umgangen werden kann, wenn das nötige Maß von bösem

Willen ist da. Auch gegen die Bestimmung, daß nur Kartoffeln von bestimmter Größe verfüttert werden dürfen, gab es Mitteln, und man berichtet uns, ohne die Namen nennen zu wollen, von einem, der Kartoffeln in ein Runkelrübenloch versteckt, von einem andern, der den Kartoffelpflug zu hoch gerichtet habe, um die Knollen bei der Ernte zu zerschneiden, von einem dritten, der den Kornspeicher abdeckte, um den allzulange nicht abgenommenen Weizen auswachsen zu lassen, so daß die Frucht schließlich nicht einmal mehr mahlsfähig war. Was Fama und was Wirklichkeit ist, kann man an solchen Gerüchten leider nicht untersuchen.

Das aber ist sicher, daß ein Blick über die Grenze und die wirtschaftlichen Zustände in Kriegslanden überhaupt jedem den Wunsch nach mehr gegenseitigem Verständnis zwischen Stadt und Land nahelegen muß, weil wir schließlich alle auf einander angewiesen sind und bleiben werden. Kein wirtschaftlicher Stand ist so stark, daß er die absolute Herrschaft in der Schweiz an sich reißen könnte, und wir sind angesichts der alle gleichmäßig bedrohenden äußern Unsicherheit auch dann nicht zu stark, wenn wir die Kräfte zusammenspannen, statt sie immer mehr gegen einander zu richten.

Das alte Bern hat im 17. Jahrhundert seine Schanzen im Gemeinwerk aufgebaut, zu dem alles Hand anlegte, jung und alt, arm und reich. Die Not und besonders die Gefahr ist so, daß sie uns das große eidgenössische Gemeinwerk hätte lehren müssen. Aber es fehlte immer noch am nötigen Gemein Sinn. Der Streit um die Gewinnung der landwirtschaftlichen Hilfskräfte hat das deutlich gezeigt. Und deshalb wachsen die Versorgungsforgen mehr als eigentlich nötig wäre.